

Wolfgang Hohlbein

Das zweite Gesicht

Erzählung

Ein DirectE Book.
Exklusiv und erstmalig bei Booxtra

Copyright 2000 by Wolfgang Hohlbein

Nutzungsbedingungen:

Durch die Verwendung des DirectE Books von Booxtra akzeptieren Sie die folgenden Lizenzvereinbarungen:

Der Kunde erwirbt mit dem Kauf des DirectE Books folgende persönliche, nicht übertragbare Rechte:

- die Nutzung und Speicherung der Daten auf einem Computer-Arbeitsplatz
- den Ausdruck für den persönlichen Bedarf

Es ist dem Kunden untersagt:

- die Daten oder den Ausdruck derselben zu vervielfältigen oder weiterzugeben
- die Daten oder den Ausdruck zu verkaufen oder zu vermieten
- die Daten gleichzeitig auf mehreren Rechnern zu betreiben
- die Daten zu verändern

Booxtra haftet für keinerlei vor, während oder nach dem Gebrauch des DirectE Books aufgetretenen Schäden gleich welcher Art, einschließlich Datenverlust, Störungen des Geschäftsbetriebs sowie Personen-, Sach- oder Folgeschäden. Die ausnahmslos einzige Verpflichtung von Booxtra besteht in der Rückerstattung des Kaufpreises des DirectE Books an den Kunden im Falle nachgewiesener Mängel der Datei. Im Austausch muß der Kunde das DirectE Book einschließlich aller Kopien, sowie aller für die Eigentümerschaft relevanten Materialien an Booxtra zurückgeben.

Wenn das DirectE Book in einem Netzwerk installiert werden sollte, benötigt jeder Computer-Arbeitsplatz eine eigene Lizenz.

Der Kunde darf zu Sicherungszwecken 1 Kopie des DirectE Books auf einen Datenträger anfertigen.

Das zweite Gesicht

von Wolfgang Hohlbein

Heute war ein grauer Tag; das hieß, dass er fast nichts sehen konnte, aber eben nur *fast*. Die ewige Dunkelheit, in der er lebte, war nicht wirklich dunkel, wenigstens nicht immer, sondern eher die trübe Morgendämmerung auf einem Nebelplaneten, auf dem die Dinge zusätzlich ein beunruhigendes Eigenleben entwickelt hatten. Nie konnte er sicher sagen, was real war und was eingebildet, was wirklich da war, wenn auch nur unsichtbar.

Als er nach dem Glas zu greifen versuchte, verfehlte er es; selbstverständlich gerade knapp genug, um es mit den Fingerspitzen doch noch zu berühren und es umzuwerfen. Er hörte den hellen Klang, mit dem es aufschlug, das plätschernde Geräusch, mit dem sich das Wasser über die Schreibtischplatte und alles, was darauf lag, verteilte, und Denkrads hastiges Lufteinsaugen, gefolgt von einer Reihe rascher, hektischer Bewegungen, mit denen er versuchte, die kostbaren Papiere auf seinem Schreibtisch vor dem Schlimmsten zu bewahren. Wenigstens vermutete Martin, dass es sich um irgend etwas Wertvolles handeln musste, Denkrads plötzlicher Hektik nach zu urteilen. Sicher war er nicht. Er war schon ein Dutzend Mal hier gewesen, aber noch nie an einem wirklich *hellen* Tag.

«Entschuldigung», murmelte er. «Das... wollte ich nicht.»

Professor Denkrad wuselte noch eine Weile hektisch herum, ohne etwas zu sagen, dann konnte Martin hören, wie er das Glas aufstellte und sich wieder in seinen Sessel sinken ließ – ein schwerer, aus teurem Leder gefertigter Chefsessel, dem Geräusch und dem Geruch nach zu urteilen. Denkrad zögerte gerade lange genug, um seiner Antwort auch noch die letzte Spur von Glaubwürdigkeit zu nehmen.

«Das macht nichts», behauptete er. «Ich müsste mich entschuldigen. Ich hätte das Glas nicht einfach vor Sie hinstellen sollen, ohne etwas zu sagen.»

Hätte, dachte Martin, und *müsste*. Ob Denkrad wohl wusste, wie viel die Stimme und unbewusste Wortwahl eines Menschen über das verrieten, was er *wirklich* meinte? Vermutlich nicht.

Er hörte, wie eine Flasche aufgeschraubt wurde und zischend Kohlensäure entwich. Dann das Geräusch des Einschüttens. Als Denkrad sich über den Tisch beugte und das Glas vor ihm placierte, schloss er die Augen und konzentrierte sich, um den Laut möglichs-te genau zu orten. Es gelang ihm. Er streckte den Arm aus und ergriff es

dieses Mal mit solcher Zielsicherheit, dass Denkrad einen Moment reglos verharrt, vermutlich, um ihn überrascht anzusehen.

«Erstaunlich», sagte er. «Vor einem Jahr hätten Sie nicht einmal den Stuhl gefunden, ohne sich ein Dutzend blaue Flecke zu holen. Sie machen Fortschritte.»

«Ich habe nicht mehr sehr viel Zeit zum Üben», antwortete Martin. «Der Krebs macht auch Fortschritte, wissen Sie? Ich schätze, ich habe noch ein halbes Jahr, bevor die Lichter ganz ausgehen.» Er trank einen winzigen Schluck und bedauerte es zutiefst, die Reaktion auf Denkrads Gesicht nicht sehen zu können.

«Wenn ich eine Prognose abgeben sollte, würde ich eher sagen, vier Monate», sagte Denkrad nach einer Weile. Martin konnte hören, wie er mit den Achseln zuckte. «Es tut mir Leid. Sie haben mich damals ausdrücklich gebeten, Ihnen immer und brutal die Wahrheit zu sagen.»

«Habe ich mich beschwert?», fragte Martin.

«Nein.» Wieder schwieg Denkrad einige Sekunden, in denen Martin regelrecht hören konnte, wie er ihn anstarrte, dann hörte er das Geräusch, mit dem ein Knopf auf irgendeiner Tastatur gedrückt wurde, und der Arzt fuhr mit veränderter Stimme und nicht in seine Richtung gewandt fort: «Bettina, ich möchte in den nächsten fünfzehn Minuten nicht gestört werden. Unter gar keinen Umständen.»

Das war beunruhigend, fand Martin. Denkrad hatte ihn vollkommen korrekt zitiert – er *hatte* darum gebeten, dass der Arzt kein Blatt vor den Mund nehmen sollte, wenn es um seinen Zustand und seine Aussichten ging, aber Denkrad war auch sonst nicht unbedingt das, was man zart besaitet nannte. Martin hatte sein Gesicht niemals gesehen. Als sie sich vor zwei Jahren das erste Mal begegnet waren, war seine Welt schon zu einer grauen Einöde aus Schemen und größtenteils eingebildeter Bewegung geworden, in der er allenfalls noch Silhouetten auseinanderhalten konnte, aber nicht mehr Gesichter. Trotzdem glaubte er ein ganz gute Vorstellung von seinem Aussehen zu haben. Denkrad war ein harter Mann, ein Zyniker an der Grenze zur Brutalität, der den Großteil seiner Gefühle schon vor vielen Jahren seiner Karriere geopfert hatte. Möglicherweise eine Koryphäe auf seinem Gebiet, aber trotzdem wohl eher ein Schlachter als ein Chirurg. Dennoch bemühte er sich normalerweise um ein Mindestmaß an – wahrscheinlich geheucheltem – Mitgefühl. Heute war davon in seiner Stimme nichts zu hören, dafür aber eine gehörige Portion Nervosität.

Er wartete eine ganze Weile vergeblich darauf, dass der Arzt weitersprach. Schließlich trank er einen Schluck von seinem Wasser, stellte das Glas auf den Millimeter genau auf die Stelle zurück, von der er es genommen hatte, und sagte: «Also gut. Raus mit der Sprache.»

«Was meinen Sie?»

Martin zog eine Grimasse. «Sie haben mich doch nicht hierher bestellt, um mich zu meinen Fortschritten im Erlernen der Blindenschrift zu beglückwünschen – oder nur, um mir mitzuteilen, dass ich nur noch vier Monate habe, statt sechs.»

«Nein», antwortete Dankrad. «Natürlich nicht.» Mehr nicht. Anscheinend wollte er Spielchen spielen. Oder er war noch nervöser, als Martin ohnehin angenommen hatte.

«Weshalb dann?»

Statt zu antworten, zog Denkrad eine Schublade an seinem Schreibtisch auf. Etwas klickte, dann erfüllte der durchdringende Geruch nach brennendem Zigaretten tabak die Luft. Seltsam – er konnte sich nicht erinnern, dass Denkrad jemals in seiner Gegenwart geraucht hatte.

«Auch eine?»

«Danke.» Martin schüttelte den Kopf. «Rauchen ist ungesund, wissen Sie? Man kann Krebs davon bekommen.»

«Zweifellos.» Denkrad nahm einen tiefen Zug und blies den Rauch – ganz gewiss *nicht* zufällig – genau in seine Richtung. Dann sagte er: «Sie haben gewaltige Angst davor, blind zu werden, nicht wahr?»

«Ich *bin* es bereits», antwortete Martin. *Verdammt, was sollte das?* «Nur, falls Sie es vergessen haben, Herr Professor – ich bin seit zwei Jahren bei Ihnen in Behandlung, *weil* ich blind bin.»

«Nein», antwortete Dankrad. «Das sind Sie nicht. Sie haben noch einen Rest von Sehvermögen. Nicht viel. Vier, fünf Prozent, denke ich. Das ist wenig, aber immer noch hundert Prozent mehr, als Sie in vier Monaten haben werden. Sie können noch hell und dunkel unterscheiden, nicht wahr? An guten Tagen sehen Sie sogar noch Silhouetten.»

«An sehr guten», antwortete Martin. «Was soll das?»

«Sie sind nicht mein einziger Patient mit diesem Krankheitsbild», fuhr Denkrad fort, ohne seine Frage auch nur im Ansatz beantworten zu wollen. «Aber Sie sind einer von sehr wenigen. Wirklich *sehr* wenigen. Und Sie sind der mit der größten Angst.»

«Was... soll das?», fragte Martin. Er wurde allmählich wütend.

«Ich kenne Sie seit zwei Jahren, Martin», fuhr Denkrad vollkommen unbeeindruckt fort. Seine Stimme war so ruhig, dass Martin plötzlich einfach wusste, dass er sich jedes Wort sorgsam zurechtgelegt und möglicherweise sogar geübt hatte. «Sie haben panische Angst davor, Ihr Augenlicht zu verlieren. Sie sind fast blind, aber eben nur fast, und Sie sind ein genügsamer Mensch. Sie könnten schlimmstenfalls mit dem leben, was Sie noch haben – hell und dunkel zu unterscheiden, ein Fenster zu finden, wenn es draußen Tag ist, die Silhouette zu sehen, die zu der Stimme gehört, die zu Ihnen spricht... aber Sie würden es nicht ertragen, in *vollkommener* Dunkelheit zu leben. Wie oft haben Sie an Selbstmord gedacht, in den letzten zwei Jahren?»

«Was soll das?», fragte Martin noch einmal. «Ist das Ihre Art von Humor?»

«Unzählige Male», behauptete Denkrad. *Nein, er behauptet es nicht*, dachte Martin, *er hat Recht*. «Sie sind fest entschlossen, Ihrem Leben ein Ende zu setzen, sobald Ihr Augenlicht vollkommen erloschen ist. Sie wissen sogar schon, wie. Sie verweigern einfach die Operation.»

«Das ist es also», sagte Martin. Er war fast erleichtert. «Geben Sie sich keine Mühe. Ich lasse mich nicht operieren.»

«Denken Sie wenigstens an Ihre Frau.»

«Das ist eher ein Grund, es nicht zu tun», sagte Martin böse. «Ich habe sie seit einem Jahr nicht mehr gesehen. Und das wird wohl auch so bleiben.» Er hasste Denkrad dafür, dass er Andrea ins Spiel brachte. Sie waren zehn Jahre zusammen, und das letzte dieser zehn Jahre war die reine Hölle gewesen – und trotzdem war sie ihm nicht egal.

«Das ist nicht wahr», sagte Denkrad. «Sie sind es ihr schuldig, weiter zu leben.»

«Das geht Sie nun wirklich nichts an», sagte Martin. «Ich sage nein.»
«Weil Sie es für den bequemsten Ausweg halten», sagte Denkrad.
«Aber Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, dass es leicht sein wird. Der Krebs wird nicht aufhören zu wachsen. Er wächst sehr sehr langsam, aber er wächst. Im Moment zerfrisst er nur Ihr Sehzentrum, aber er wird sich weiter ausbreiten. Sie werden sterben.»

«Das ist mein Problem, oder?», fragte Martin feindselig.

«Wirklicher Selbstmord kommt für Sie nicht in Frage», fuhr Denkrad fort. Er *hatte* diesen Monolog auswendig gelernt, und offensichtlich konnte ihn nichts davon abbringen, ihn zu Ende vorzutragen. «Das könnten Sie Ihrer Familie nicht antun, oder vielleicht auch nicht mit Ihrem Verständnis von Religion und Ethik vereinbaren. Vielleicht sind Sie auch nur zu feige dazu. Sie glauben, es wäre der einfachste Weg – den Krebs die Arbeit für Sie erledigen lassen. Aber Sie täuschen sich.»

«Wieso?», fragte Martin feindselig. Er fühlte sich ertappt, und irgendwie in die Ecke gedrängt. «Ist das Ihre Art, mir zu sagen, dass ich nicht daran sterben werde?»

Denkrad stand auf und begann langsam im Zimmer auf und ab zu gehen. «Doch», antwortete er. «In zehn Jahren. Oder in fünfzehn.»

«Wie... bitte?», murmelte Martin.

«Wie gesagt: Ihr Krebs wächst *sehr* langsam. Ich vermute, dass Sie ihn schon seit mindestens zehn Jahren haben, wenn nicht länger. Sie *werden* sterben, aber es wird weder schnell gehen, noch wird es schmerzlos sein. Die Art von Krebs, an der Sie leiden, wächst extrem langsam. Aber er wächst. Er wird sich weiter in Ihr Gehirn fressen, und er wird andere, vielleicht wichtigere Teile als nur Ihr Sehzentrum zerstören. Wenn Sie Glück haben, werden Sie vergessen, was Ihnen passiert, und wer Sie sind, aber wahrscheinlicher ist, dass Sie früher oder später im Rollstuhl landen, einige Ihrer Körperfunktionen nicht mehr beherrschen, nicht mehr sprechen können... – und die Schmerzen natürlich nicht zu vergessen. Irgendwann werden Sie sterben, aber es wird lange dauern, und es wird die Hölle sein. Wissen Sie, dass die meisten Schmerzmittel ihre Wirkung verlieren, wenn man sie über längere Zeit einnimmt?»

«Was... was soll das?», fragte Martin erneut. «Warum zum Teufel erzählen Sie mir das?»

Denkrad blieb stehen. Martin konnte spüren, wie er ihn anstarrte. «Sie wollten es so», sagte er. «Sie haben mich ausdrücklich gebeten, Ihnen nichts vorzumachen. Schon vergessen?»

«Nein», sagte Martin nervös. Sein Herz klopfte. «Aber warum *jetzt?* Verdammt, ich weiß das alles selbst. Haben Sie mich extra kommen lassen, um – »

« – Ihnen einen Vorschlag zu unterbreiten», fiel ihm Denkrad ins Wort. Man musste nicht über das extrem scharfe Gehör eines Blinden verfügen, um zu hören, wie schwer ihm diese Worte fielen.

«Welchen Vorschlag?», fragte Martin misstrauisch.

«Ich möchte Sie operieren», sagte Denkrad. «Ich werde den Krebs entfernen –»

«Ich habe doch wohl deutlich genug gesagt, dass ich –»

« – und ich werde Ihnen dabei Ihr Sehvermögen zurückgeben», schloss Denkrad.

Der geringe Schmerz, mit dem die Injektionsnadel in seine Vene eindrang, erschien ihm übermäßig intensiv; das nachfolgende sachte Brennen verwandelte sich binnen einer halben Sekunde in das Gefühl, dass rotglühende Lava in seinen Kreislauf gepumpt wurde. Sein Herz hämmerte, als wollte es zerspringen.

«Sie sind ganz sicher, dass Sie es wollen?», fragte Denkrad.

Martin schüttelte den Kopf und biss die Zähne zusammen. «Selbstverständlich will ich es nicht», antwortete er. «Machen Sie weiter, verdammt noch mal. Wir haben nicht viel Zeit.»

Er konnte spüren, wie Denkrad den Kolben der Spritze schneller hinunterdrückte. Die Lava in seinen Adern loderte jetzt *weiß*. Es war verrückt – Martin wusste ganz genau, dass dieser Schmerz nicht wirklich existierte. Er bekam eine Spritze, das war alles. Abgesehen von dem kleinen Piekser und dem sanften Brennen in seiner Armbeuge war alles andere psychosomatisch. Er spürte diesen grässlichen Schmerz, weil er wusste, dass er kommen würde. Jedes einzelne Molekül in seinem Körper erinnerte sich noch zu gut an die letzten drei oder viermal, als er diese Prozedur auf sich genommen hatte, und die vermeintlichen Höllenqualen, die er litt, waren nichts anderes als die Erwartung der *wirklichen* Tortouren, die kommen würden – vielleicht in zwanzig Minuten, wenn er Glück hatte. Wenn nicht, eher in zehn. Unglückseliger Weise nutzte ihm dieses Wissen rein gar nichts. Psychosomatisch oder nicht, der Schmerz trieb ihm die Tränen in die Augen und ließ seine Stimme beben.

«Wir haben genug Zeit», sagte Denkrad, während er die Nadel aus seiner Vene zog und mit einer routinierten Bewegung ein kaum briefmarkengroßes Heftpflaster in seine Armbeuge klebte. «Es ist alles vorbereitet. Bleiben Sie eine Minute liegen. Sobald der Schwindel vorbei ist, gehen wir.»

Martin hatte keine Minute zu verschenken. Er setzte sich auf, kippte prompt in einer unfreiwilligen Fortsetzung der Bewegung nach vorne und wäre Denkrad vermutlich vor die Füße gefallen, hätte der Arzt die Katastrophe nicht kommen sehen und ihn aufgefangen. Hinter seiner Stirn drehte sich alles, und ihm war für einen Moment nicht nur schwindelig, sondern entsetzlich übel.

Denkrad runzelte missbilligend die Stirn, beließ es aber dabei als Kommentar und geduldete sich, bis Martin sich aus eigener Kraft von ihm lose und vorsichtig aufstand. Er fühlte sich noch immer ein wenig unsicher auf den Beinen, aber er konnte stehen.

«Kommen Sie», sagte Denkrad. «Es ist gleich nebenan.»

Erst, als er zurücktrat und eine zusätzliche einladende Handbewegung machte, wurde sich Martin des Umstandes bewusst, dass er sowohl sein Stirnrunzeln als auch den missbilligenden Ausdruck auf Denkrads Gesicht *gesehen* hatte. Nicht besonders scharf, und in Farben, die diesen Ausdruck nicht verdienten, aber er hatte es *gesehen*. Unglaublich: Es war so ein kostbares Gut, und nun hatte er es zurück – wenn auch nur für wenige Minuten – und er hatte es im ersten Moment nicht einmal *gemerkt*.

Zwischen fünf und zehn Prozent seiner geliehenen Sehzeit waren

vorüber, als er Denkrad aus dem Raum und über den schmalen Krankenhausflur in das Laboratorium folgte. Alles hier war steril – weißes Plastik, Glas und Chrom – und es gab eine doppelte Sicherheitsschleuse, die sie passieren mussten, bevor sie das eigentliche Labor betraten. Denkrad beeilte sich, die Prozedur so schnell wie möglich zu absolvieren, und verstieß dabei vermutlich gegen mindestens ein Dutzend Sicherheitsvorschriften, die er selbst erlassen hatte. Trotzdem vergingen zwei weitere Minuten, bevor sie das eigentliche Labor betraten. Martin sah sich nervös um. Alles war so nüchtern und kalt, und trotzdem unendlich kostbar, einfach, weil er es *sehen* konnte, aber er erwartete auch halbwegs zu erleben, wie die Schatten wieder tiefer wurden und die Farben zu einem grauen Brei verblassten; wie jedes Mal, bevor seine Sehkraft wieder erlosch und die Schmerzen kamen. Das Medikament, das ihm Denkrad gespritzt hatte, war kein zugelassenes Medikament, sondern ein selbstgemixter Cocktail, über dessen Zusammensetzung sich der Arzt ausschwig und dessen bloße Existenz ihm vermutlich seine Approbation gekostet hätten – im Grunde eine Mischung aus verschiedenen Nervengiften, die das Krebsgeschwulst in seinem Großhirn für einige kurze Minuten paralyisierte und den Druck auf sein Sehzentrum so weit milderten, dass er für einige kostbare Moment wieder sehen konnte. Aber die Nebenwirkungen waren grässlich: Für mindestens zwei oder drei Tage erwartete ihn nicht nur vollkommene Blindheit, sondern auch rasende Kopfschmerzen, Übelkeit und ein paar andere Nettigkeiten, auf die er liebend gerne verzichtet hätte. Außerdem bestand eine zehn-Prozent-Chance, dass ihn das Zeug umbrachte, oder sein Gehirn zu Mus zerkochte.

Aber er musste es tun.

Er musste *sehen*, was geschah.

«Ist alles vorbereitet?»

Denkrads Frage galt einem der drei in grüne OP-Kittelgehüllten Männern, die sie erwarteten. Martin empfand sie als höchst überflüssig. Wer mit Professor Denkrad arbeitete, der *hatte* alles vorbereitet, wenn der Arzt erschien, oder er arbeitete nicht mehr mit ihm. Es war auch keine wirkliche Frage gewesen, sondern wohl eher eine verkappte Drohung. Trotzdem nickte einer der drei Männer, während sich die beiden anderen hastig umwandte und sich an irgendwelche Apparaturen zu schaffen machten; Martin konnte nicht erkennen, an welchen, oder weshalb. Die entsprechenden Teile in seinem Gehirn waren schon zu sehr zerstört, als dass er mehr als ein chaotisches Durcheinander aus Monitoren, Knöpfen und zuckenden Lichtern erkennen konnte. Ein leises, elektronisches Wispern lag in der Luft, und ein rhythmisches Zischen, wie von einer altertümlichen Eisernen Lunge. «Kommen Sie, Martin», sagte Denkrad. «Es ist so weit. Wecken Sie sie auf.»

Der letzte Satz galt dem Mann auf der anderen Seite des futuristisch anmutenden Glasbehälters, der in der Mitte des Raumes stand. In Größe und Form ähnelte er einem Brutkasten, wie man sie auf einer modernen Säuglingsstation sah – Martin vermutete, dass er irgendwann einmal genau das gewesen war – , besaß aber zahllose zusätzliche Anschlüsse, Stecker, Kabelverbindungen und Sensoren. Gleich vier winzige Videokameras überwachten jeden

Quadratmillimeter des Behältnisses, und das vermutlich auch auf Frequenzen, die nicht nur Martins Augen nicht wahrnahmen.

«Kommen Sie, kommen Sie», sagte Denkrad noch einmal. Er wedelte aufgeregt mit der Hand, und Martin machte mit klopfendem Herzen einen weiteren Schritt und blieb neben ihm stehen.

Denkrad hatte ihm erklärt, was er sehen würde; immer wieder und in allen Einzelheiten. Trotzdem erschrak er im ersten Moment bis ins Innerste. Und das Absurdeste war: Sein schlechtes Gewissen meldete sich. Der Tierschutzverein würde diese Versuchsanordnung nicht gutheißen, dachte er hysterisch. Ganz und gar nicht.

Auf dem mit einer weichen Plastikmatte ausgelegtem Boden des Kastens lag eine kleine, schwarz–weiß getigerte Katze. Vielleicht auch ein Katzen–Cyborg, so genau war das nicht zu sagen. Das Tier war an zahllosen Stellen verdrahtet und verkabelt, und zusätzlich mit so etwas wie miniaturisierten Fußschellen festgekettet, so dass es allenfalls aufstehen konnte, sich aber kaum bewegen. Ein dünner Plastikschauch führte in sein Maul, und jemand hatte eine Kanüle, die im Verhältnis zu dem winzigen Katzenkörper geradezu monströs aussah, scheinbar direkt in sein Herz gestoßen. Von den Augenbrauen beginnend bis in den Nacken war der Kopf des Tieres kahlgeschoren, und man konnte die dünne, rote Linie sehen, wo Denkrad seine Schädeldecke abgenommen und anschließend wieder einen Topfdeckel wieder eingesetzt hatte. Martin war kein Chirurg, aber er hatte nicht den Eindruck, dass er dabei sehr behutsam zu Werke gegangen war. Das Tier war ohne Bewusstsein, aber es atmete sehr schnell. Martin konnte sehen, wie sein Herz klopfte. Es *war* verrückt, wenn er bedachte, was für ihn auf dem Spiel stand – aber im allerersten Moment war alles, was er empfand, ein tiefes Mitleid für diese winzige, gequälte Kreatur; und ein an Hass grenzender Zorn auf den Mann, der ihr das angetan hatte. Er liebte Katzen.

«Sie wacht in einer Minute auf», sagte Denkrad, «spätestens.»

Es gelang ihm nicht mehr ganz, seine Nervosität zu verbergen – was nicht unbedingt dazu beitrug, *Martins* Nervosität zu dämpfen.

Und wenn nicht?

Er hatte die Frage nicht laut ausgesprochen, aber Denkrad musste sie wohl auf seinem Gesicht gelesen haben, denn er beantwortete sie.

«Machen Sie sich keine Sorgen. Der Eingriff ist hervorragend verlaufen. Sie – «

Der Körper der Katze zuckte. Sie blinzelte, versuchte sich zu bewegen und fiel kraftlos wieder zurück. Aber sie war wach. Nach ein paar Sekunden öffnete sie die Augen und stieß ein klägliches Miauen aus. Martins Herz begann zu rasen.

Denkrad atmete hörbar auf. «Sehen Sie? Sie hat alles gut überstanden.»

Martin trat noch näher an den Glaswürfel heran und beugte sich vor, so weit es die durchsichtigen Wände zuließen. Das Tier war eindeutig am Leben, und es war eindeutig *wach*. Aber konnte es *sehen*?

Ohne ein weiteres Wort trat Denkrad neben ihn, öffnete die Verschlüsse des Brutkastens und klappte die gesamte Vorderfront herunter. Die Ohren der Katze zuckte, aber Martin war nicht sicher, ob sie die Bewegung wirklich gesehen hatte, oder ob es vielleicht nicht nur eine Reaktion auf das Geräusch war. Die Augen des winzigen Tierchens

standen einen Spaltbreit offen, aber sein Pupillen bewegten sich nicht. Selbst, als sich Denkrad vorbeugte und nicht besonders sanft zuerst die Kanüle aus seiner Flanke und dann den Plastikschauch aus seinem Maul zog, reagierte es nur mit einem schwächlichen Maunzen; und vielleicht der Andeutung einer Bewegung, aber sein Blick blieb starr. Denkrad schubste es leicht mit dem Zeigefinger an, richtete sich auf und sah einen Moment lang ratlos aus. Erschrocken? Nein – wenn überhaupt, dann eher *wütend*.

«Sie reagiert nicht», sagte Martin.

«Das kann an der Narkose liegen», sagte einer der anderen Ärzte. «Sie ist benommen. Leichte Sehstörungen sind nichts Besonderes, wenn man aus einer Narkose erwacht. In einer halben Stunde ist sie wieder auf den Beinen und schnorrt Sie um eine Schale Milch an.»

«Wir *haben* aber keine halbe Stunde», sagte Denkrad gepresst. «Sie haben das Mittel zu hoch dosiert, Sie Idiot.»

Der Mann war klug genug, nicht darauf zu antworten. Denkrad starrte einen Moment lang wütend ins Leere, dann beugte er sich vor und versetzte der Katze einen zweiten, deutlich derberen Stoß. Diesmal klang ihr Miauen kräftiger, und sie hob sogar den Kopf. Aber als Denkrad die Hand vor ihren Augen auf und ab bewegte, erfolgte keine Reaktion.

«Sind Sie sicher, dass Sie alles richtig gemacht haben?», fragte Martin.

Er hatte mit einer wütenden Antwort gerechnet, aber Denkrad nickte nur. «Wir haben ihr Sehzentrum komplett entfernt», sagte er. «Zusammen mit den Sehnerven, den Augäpfeln und den dazugehörigen Muskelsträngen. Danach haben wir die entfernten Teile durch die einer anderen Katze ersetzt. Die Operation ist ohne Komplikationen verlaufen.» Er zuckte mit den Schultern. «Es müsste alles funktionieren.»

Seine Worte machten Martin wütend. Er sollte enttäuscht sein, aber er empfand nur Wut auf Denkrad, der über das Tier sprach wie über ein beschädigtes Automobil, das er repariert hatte. Er beugte sich vor, hielt die Hand vor das Gesicht der Katze und bewegte die Finger hin und her.

Ihre Ohren zuckten. Für einen ganz kurzen Moment folgten die Pupillen der Bewegung seiner Finger, ehe sie wieder starr wurden.

«Da!» Denkrad zog triumphierend die Luft ein. «Haben Sie gesehen? Sie hat reagiert.»

Er war nicht sicher, ob er es wirklich gesehen hatte. Vielleicht hatte er es gesehen, vielleicht hatte er aber auch nur *geglaubt*, es zu sehen, weil er es *erwartete*. Er streckte die Hand noch einmal aus, und ein weißglühender Pfeil aus reinem Schmerz schoss mit solcher Gewalt durch sein Gehirn, dass er nach vorne taumelte und gestürzt wäre, hätte er sich nicht im letzten Moment am Rand des Glasbehälters festgeklammert.

«Was ist?», fragte Denkrad erschrocken.

«Es... geht los», murmelte Martin mit zusammengepressten Zähnen. Der Schmerz ebte allmählich ab, aber er wusste, dass er wiederkommen würde, sehr bald und sehr viel schlimmer. Die wenigen Farben begannen bereits zu verblassen, und die Schatten waren tiefer geworden.

«Jetzt schon? Das Mittel müsste noch – «

Martin winkte ab. Ihm blieb so entsetzlich wenig Zeit. Ohne auf Denkrads und die besorgten Blicke der anderen zu achten, streckte er wieder die Hand aus, nahm den winzigen Katzenkopf zwischen Daumen und Zeigefinger und zwang das Tierchen, direkt in seine Richtung zu blicken. Er bewegte die andere Hand vor den Katzenaugen, aber seine Sehkraft hatte schon wieder zu weit nachgelassen. Er konnte nicht *sehen*, ob sich die Pupillen der Katze bewegten.

«Sie reagiert», sagte Denkrad. «Sie versucht, der Bewegung zu folgen.»

«Ich muss sicher sein», sagte Martin gepresst. «Vielleicht reagiert sie nur auf den Luftzug. Oder sie spürt die Bewegung.»

Der Schmerz kam wieder, nicht in einer grellen Explosion wie zuvor, sondern langsam, aber nun auf eine unaufhaltsame Art anschwellend; eine brennender Tsunami, vor der es kein Entrinnen gab.

«Verdammt noch mal, was erwarten Sie?», fragte Denkrad gereizt. «Es hat funktioniert, das allein zählt. Sie kann sehen. Und das wollen Sie doch auch, oder?»

Martin schüttelte stur den Kopf. Er schätzte, dass ihm noch eine Minute blieb, wenn nicht weniger. «Ich... werde keiner Operation zustimmen, wenn ich keinen Beweis habe, dass sie auch Aussicht auf Erfolg hat», sagte er. Er musste seine Worte mit Bedacht wählen und schon fast überpräzise formulieren, um überhaupt noch reden zu können. Ausfallerscheinungen. In wenigen Augenblicke würde er zusammenbrechen und wimmernd um eine Betäubungsspritze betteln. Er sah jetzt gar keine Farben mehr, und in seinem Mund war der Geschmack von Blut. Er hatte sich auf die Zunge gebissen, ohne es auch nur zu merken.

«Verdammt, Sie...» Denkrad brach ab und schüttelte den Kopf. «Also gut. Wir brauchen einen stärkeren Reiz. Irgend etwas, worauf sie reagiert – laufen Sie ins Labor und holen Sie eine Maus. Schnell!»

Während einer der Männer davonhastete, um den »Reiz« zu holen, nahm Denkrad Martin beim Arm und führte ihn zu einem Stuhl. Es war erniedrigend, Martin fühlte sich elend und bloßgestellt wie ein Erstklässler, den man gezwungen hatte, vor allen Mädchen der Schule die Hosen herunterzulassen. Aber er hatte keine Kraft mehr, zu gehen. Die Schmerzen waren noch nicht da, aber er konnte jetzt das Brüllen der Tsunamis hören. Er sah nur noch Schatten. Er wollte sterben. Jetzt.

«Das tut mir leid», sagte Denkrad. Vielleicht zum ersten Mal, so lange Martin ihn kannte, hatte er das Gefühl, dass die Worte ehrlich gemeint waren. «Ich hatte gehofft, dass Sie noch ein paar Minuten mehr haben.»

«Geben Sie mir.... noch eine von Ihren... verdammt Spritzen», stöhnte Martin.

«Das kann ich nicht tun», antwortete Denkrad.

«Sie müssen. Ich bestehe darauf!»

«Diese Verantwortung kann ich nicht übernehmen», sagte Denkrad. «Es könnte Sie umbringen. Und ich kann Ihnen nicht einmal garantieren, dass sie wirkt.»

«Das ist mein Problem!», murmelte Martin. Er war nicht ganz sicher, ob er die Worte tatsächlich noch ausgesprochen hatte. Er war jetzt völlig blind. Alles rings um ihn herum war schwarz. Ein Schwarz von einer

Tiefe, wie er es nie zuvor erlebt hatte.

«Ich fürchte, nein», sagte Denkrad. «Als Ihr Arzt – «

«– versuchen Sie alles, um mich zu dieser Scheiß-Operation zu überreden», fiel ihm Martin ins Wort. «Sie brauchen einen Freiwilligen, an dem Sie Ihre Theorie ausprobieren können, nicht wahr? Und ich bin der einzige, der verrückt genug wäre, es zu tun, habe ich Recht? Aber so lange Sie mir nicht beweisen, dass sie funktioniert, sage ich nein. *Also entweder geben Sie mir diese verdammte Spritze, oder Sie können den Nobelpreis vergessen!*»

Schmerz und Übelkeit schlugen wie eine Woge über ihm zusammen. Sein Körper war von der Hüfte abwärts gelähmt, aber sein Geruchssinn verriet ihm, dass er nun auch die unbewusste Kontrolle über seine Körperfunktionen verloren hatte. Warum war das Schicksal nicht gnädig mit ihm und ließ auch sei Herz vergessen, wie man schlug?

Er wartete darauf, das Bewusstsein zu verlieren, aber das geschah nicht. Nach einigen Augenblicken spürte er, wie sich jemand an seinem Arm zu schaffen machte, dann wurde eine glühende Nadel in seine Vene gestoßen, und lodernde Lava brannte sich den Weg durch seine Adern. Seine Sehkraft kam so abrupt zurück, als hätte jemand in seinem Kopf einen Schalter umgelegt.

Das erste, was er sah, war Denkrads Gesicht. Der Arzt blickte ihn fragend und durchdringend an, ohne eine Spur von Mitleid in den Augen, aber dafür so voller Zorn, dass Martin zurückgeprallt wäre, hätte er die Kraft dafür gehabt.

«Alles okay?»

Er wollte antworten, aber er konnte es nicht. Sein Körper gehorchte ihm nicht mehr. Aber er konnte sehen, und zumindest die Andeutung eines Nickens zustande bringen.

Denkrad und einer der anderen Ärzte trugen ihn kurzerhand mit dem Stuhl zurück zum Brutkasten. Die Katze lag noch immer auf der Seite und atmete schnell, machte aber ansonsten keinen Versuch, sich zu bewegen. Ihre Augen waren offen und starr.

Er musste wohl doch länger weg gewesen sein, als ihm bis zu diesem Moment bewusst gewesen war, denn der Mann, den Denkrad weggeschickt hatte, war zurück und stand auf der anderen Seite des Brutkastens. Er hielt ein kleines Plexiglas-Terrarium in den Händen, in denen zwei weiße Labormäuse aufgeregt hin und her rannten.

«Sie hätten mir glauben sollen», sagte Denkrad wütend. «Sie sind ein Dummkopf, Martin, wissen Sie das? Sie setzen alles aufs Spiel, nur weil Sie einen *Beweis* haben wollen. Also gut. Sie kann sehen. Ich beweise es Ihnen!»

Er machte eine entsprechende Bewegung. Der Mann auf der anderen Seite des Kastens öffnete den Deckel des Terrariums und ergriff eine der Mäuse mit geübter Bewegung am Schwanz, um sie herauszunehmen, aber Denkrad schüttelte ärgerlich den Kopf.

«Lassen Sie das, Sie Dummkopf!», sagte er. «Wollen Sie, dass sie sie riecht? Stellen Sie das ganze verdammte Ding da rein. So, dass sie sie sehen kann.»

Der Mann sah für einen Moment regelrecht schuldbewusst aus, beeilte sich aber trotzdem, die Maus zurückzusetzen und das Terrarium wieder zu schließen. Mit einer übertrieben umständlichen Bewegung beugte er sich vor und stellte den kleinen Plexiglasbehälter so in den Brutkasten,

dass Denkrad und Martin ihn und die Katze gleichzeitig im Auge behalten konnten.

Im allerersten Moment erfolgte auch jetzt keine Reaktion, dann aber zuckten die Ohren der kleinen Katze, bewegte sich wie winzige Radarantennen in Richtung des Terrariums, und eine Sekunde später folgte der Kopf der gleichen Richtung. Ihre Pupillen wurden groß. Sie *sah* die Mäuse.

«Es... es hat funktioniert», murmelte Denkrad. «Martin, sehen Sie doch. Sie sieht sie. *Sie kann sehen!*»

Obwohl sie noch immer sehr schwach war, versuchte sich die Katze aufzurichten. Sie fiel zweimal auf die Seite, stand aber schließlich auf und machte einen Schritt auf den kleinen Glaskasten zu, bis die winzigen Fußfesseln der Bewegung ein Ende setzten. Ein leises, tiefes Knurren drang aus ihrer Brust; ein Laut, den Martin viel mehr von einem Hund als einer Katze erwartet hätte.

«Sie sieht sie!», sagte Denkrad triumphierend. «Es hat funktioniert! Martin, sehen Sie doch!»

Er klang erleichterter, als er hätte sein dürfen, dachte Martin, wo er doch angeblich so hundertprozentig sicher gewesen war. Aber Denkrad hatte Recht: Die Katze zerrte weiter an ihren Fesseln und versuchte sich dem Terrarium zu nähern. Der Blick ihrer großen, fast unnatürlich weit aufgerissenen Augen folgte aufmerksam den Bewegungen der beiden Mäuse. Sie *konnte* sehen.

Trotzdem sagte er: «Vielleicht hört Sie nur ihre Schritte. Katzen haben ein gutes Gehör.»

Denkrad schüttelte den Kopf, aber er war jetzt nicht mehr ärgerlich, sondern strahlte über das ganze Gesicht. «Man sollte die Bibel umschreiben», sagte er, «und aus dem ungläubigen Thomas einen ungläubigen Martin machen. Sie wollen einen Beweis?» Er hob die Schultern. «Warum nicht? Außerdem hat sich unser kleiner Tiger hier sowieso eine Belohnung verdient, finde ich.»

Er beugte sich vor, öffnete den Deckel des Terrariums und musste drei-, oder viermal zugreifen, ehe es ihm gelang, eines der Tiere am Schwanz zu erwischen. Grinsend hob er die Maus heraus und schwenkte sie in Richtung der Katzen. «Hier, Tiger», sagte er. «Deine Belohnung. Ein Fruchtzweig. Guten Appetit.»

Die Maus begann vor Panik zu Piepsen und mit den Beinen zu strampeln – und die Katze stieß ein so schrilles Kreischen aus, dass es fast in den Ohren schmerzte, und warf sich voller Entsetzen zurück, bis ihre Fesseln der Bewegung ein brutales Ende setzten. Sie stürzte auf die Seite, sprang sofort wieder hoch und fiel erneut. Ihr Kreischen wurde immer schriller.

«Was denn... ?», murmelte Denkrad. Verwirrt blickte er die Maus in seiner Hand an, dann wieder die Katze und schließlich noch einmal die winzige weiße Maus. Dann zuckte er mit den Schultern und trat einen halben Schritt zur Seite, um das Tierchen direkt vor dem Gesicht der Katze hin und her zu schwenken.

«Was ist denn los mir dir?», fragte er. «Ein Mausburger, ganz allein für dich. Hier, friss!»

Die Katze kreischte. Martin hätte es bis zu diesem Moment nicht einmal für möglich gehalten, aber der Ausdruck, den er in den Augen des Tieres las, ließ sich mit keinem anderen Wort als *nacktem Entsetzen*

beschreiben. Wie von Sinnen riss und zerzte sie an ihren Fesseln. Ein furchtbarer, knackender Laut erscholl, als einer ihrer Läufe brach. Sie fiel auf die Seite, sprang sofort wieder hoch und warf sich mit verzweifelter Kraft zurück.

«Hören Sie auf», murmelte Martin. «Denkrad, verdammt, *hören Sie auf!*»

Denkrad reagierte nicht, und es hätte vermutlich auch nichts geändert. Es dauerte nur noch ein paar Sekunden, aber es war durch und durch entsetzlich. Das Toben der Katze steigerte sich zu purer Raserei. Sie warf sich mit solcher Gewalt hin und her, dass der gesamte Tisch zu Zittern begann. Fellfetzen und Blut flogen in alle Richtungen, als sich das winzige Tier mit immer verzweifelterer Kraft gegen seine Fesseln warf.

«*Nehmen Sie das verdammte Vieh weg!*», brüllte Martin.

Und endlich reagierte Denkrad. Er zuckte mit einer fast panisch wirkenden Bewegung zurück, klappte den Deckel des Terrarium auf und ließ die Maus achtlos hineinfallen. Aber es war zu spät. Die Katze starrte den durchsichtigen Plastikbehälter an, warf sich noch einmal mit aller Gewalt gegen ihre Fesseln – und fiel plötzlich wie vom Blitz getroffen auf die Seite.

«Großer Gott», murmelte Denkrad. «Aber... aber was... «

Martin ignorierte ihn. Mühsam und unter Aufbietung aller Kräfte beugte er sich vor, streckte die Hände nach der Katze aus und berührte sie. Ihr Körper war warm, und sie blutete nicht nur aus den zahlreichen Wunden, die sie sich in ihrer Raserei selbst zugefügt hatte, sondern auch aus Maul, Nase und Ohren. Ihr Herz schlug nicht mehr.

«Sie ist tot», sagte er.

«Aber... aber wieso denn?», flüsterte Denkrad. «Was... was ist denn nur passiert?»

Diesmal antwortete Martin nicht mehr. Fast behutsam ließ er den winzigen Körper wieder zurücksinken und drehte den Kopf der toten Katze herum. Er hatte bis zu diesem Moment nicht gewusst, dass es überhaupt möglich war, aber auf dem Gesicht der Katze lag ein für alle Zeiten erstarrter Ausdruck von Panik. Grenzenloser, nackter Furcht. Das Tier war nicht an den Verletzungen gestorben, die es sich selbst zugefügt hatte, und auch nicht an irgendeiner nachträglichen Komplikation des Eingriffes.

Es war buchstäblich vor Angst gestorben.

*

Der Zusammenbruch kam, und er war nicht so schlimm, wie Denkrad prophezeit hatte, aber noch viel schlimmer, als Martin befürchtet hatte. Er brachte ihn nicht um, und er bescherte ihm nicht einmal einen bleibenden körperlichen Schaden, aber er verschaffte ihm vier Tage und Nächte, in denen er sich in jeder Sekunde fast wünschte, er *wäre* gestorben.

Und er verschaffte ihm noch etwas: Zeit, um nachzudenken. Nachdem die schlimmsten körperlichen Nachwirkungen der chemischen Keule vorüber waren, mit denen Denkrad seinen Krebs kurzzeitig ausgeknockt hatte, fiel er in eine tiefe Depression. Denkrad hatte ihm

ein Zimmer auf der Privatstation der Klinik zugewiesen, und zum ersten Mal, seit Martins jahrelange Krankenhauskarriere begonnen hatte, hatte er das Angebot angenommen und ein Einzelzimmer bezogen. Er wollte niemanden um sich haben, mit niemandem reden, niemandem *zuhören* müssen. Auf einer der zahlreichen Ebenen seines Bewusstseins, auf denen seine Denkprozesse mittlerweile parallel verliefen, war ihm völlig klar, dass er sein Bestes gab, um die Weltmeisterschaften im Selbstmitleid zu gewinnen, und auf einer anderen begriff er auch, dass er rein körperlich kaum in der Verfassung war, auch nur *irgend etwas* objektiv beurteilen zu können. Aber es war wie mit dem Schmerz, den er gespürt hatte, bevor er wirklich da war: Dieses Wissen nutzt nichts. Er kam zu einem Entschluss: Er würde die Operation verweigern, und er würde sterben. Er war ziemlich sicher, dass es nicht annähernd so lange dauerte, wie Denkrad ihm weismachen wollte. Denkrad mochte ein guter Arzt sein – ein guter *Techniker* – aber er war auch ein arrogantes, zynisches Arschloch, das vor nichts zurückschreckte, um seine Ziele zu verwirklichen. Er hatte ihm Angst machen wollen, und das war ihm gelungen. Aber Angst war ein Gefühl, das kurzzeitig zu erstaunlicher Kraft anwachsen konnte (tödlicher, wie er selbst gesehen hatte), sich aber auf die Dauer schnell abnutzte.

Vielleicht eine Woche nach dem Zwischenfall mit der Katze – Martins Zeitgefühl schien vollkommen in Ordnung, und er war durchaus noch in der Lage, Tag und Nacht zu unterscheiden, aber das Verstreichen der Zeit *interessierte* ihn nicht mehr – kam Denkrad das erste Mal wieder zu ihm. Unangemeldet und ohne anzuklopfen, wie es seine Art war. Martin erkannte ihn am Rhythmus seiner Schritte, noch während er sich dem Bett näherte, und drehte sich demonstrativ in die andere Richtung, um die Wand hinter sich anzustarren; auch wenn er sie ebenso wenig sehen konnte wieder Denkrad.

«Ich bin es», begann Denkrad, nachdem er einige Sekunden lang vergeblich darauf gewartet hatte, dass Martin von seiner Anwesenheit Notiz nahm.

«Ich weiß», antwortete Martin. «Verschwinden Sie.»

«Haben Sie meine Schritte erkannt?», fragte Denkrad.

«Ich habe Sie *gerochen*», antwortete Martin böse. Er wusste, dass es ein Fehler war, überhaupt mit Denkrad zu reden. Er hätte einfach schweigen sollen. Im gleichen Moment, in dem er das erste Wort gesagt hatte, hatte er den Kampf praktisch schon verloren.

«Sehr freundlich.» Martin konnte hören, wie Denkrad sich einen Stuhl heranzog und sich setzte. «Ich habe gute Nachrichten für Sie», sagte er. «Nur, falls es Sie interessiert.»

«Tut es nicht.» Verdammt noch mal, warum redete er überhaupt mit dem Kerl? Und warum zum Teufel drehte er sich nun doch herum und blickte in die Richtung, aus der Denkrads Stimme kam?

«Sie sind ein schlechter Lügner», sagte Denkrad ruhig. «Aber dafür unhöflich. Sei's drum – ich habe herausgefunden, was schiefgegangen ist. Interessiert es Sie?»

«Nein», antwortete Martin feindselig. «Außerdem würde ich es wahrscheinlich nicht verstehen... wenigstens würden Sie das behaupten.»

«Das stimmt», sagte Denkrad ungerührt, wobei er offen ließ, welche von beiden Behauptungen er damit meinte. «Wichtig ist allein, dass es

kein Fehler war. Nichts, vor dem Sie Angst haben müssten, meine ich. Was der Katze passiert ist, kann Ihnen nicht zustoßen.»

Martin schwieg. Er starrte aus geweiteten Augen auf den verschwommenen Schatten, der Denkrad vor ihm war; ein graues Schemen in einer grauen Einöde, in der sich... *Dinge* bewegten. Ganz am Anfang, als er die Hiobsbotschaft erhalten und damit begonnen hatte, sich damit abzufinden, dass er sein Augenlicht verlieren würde, hatte er sich vorgestellt, dass rings um ihn herum einfach Schwärze herrschen würde, aber mittlerweile war er nicht mehr sicher. Vielleicht war dieses graue Wogen das, was ihn erwartete. Und vielleicht war es schlimmer als völlige Dunkelheit.

«Aber deshalb bin ich nicht hier», sagte Denkrad nach einer Weile. «Ich habe eine *wirklich* gute Nachricht. Wir haben einen Spender gefunden.»
«Einen Spender?»

Denkrad seufzte. In seiner Stimme war jetzt wieder die gewohnte Mischung aus Ungeduld und Überheblichkeit. «Wie oft haben wir darüber gesprochen? Aber bitte: Ich kann nicht irgend ein Gehirn ausschachten und das Sehzentrum herausnehmen. Ihr Körper würde das fremde Organ als Eindringling klassifizieren und abstoßen. Wir brauchen jemanden, dessen DNS der Ihren möglichst gleicht. Um es kurz zu machen: Wir haben ihn. Eine junge Frau. Wer sie ist und was mit ihr geschehen ist, braucht sie nicht zu interessieren. Sie liegt praktisch im Sterben. Sie hat vielleicht noch zwei oder drei Stunden. Wir können die Operation heute noch durchführen. Alles, was wir dafür brauchen, ist Ihr Einverständnis.»

«Um Sie selbst zu zitieren, Herr Doktor», sagte Martin. «Wie oft haben wir darüber gesprochen? Nein.» Seiner Stimme fehlte die nötige Überzeugung. Dieses *nein* war das, von dem er sich *einredete*, es zu wollen. Aber war es auch wirklich das, was er *wollte*?

«Es ist eine einmalige Chance», sagte Denkrad so ungerührt, als hätte er seine Worte gar nicht gehört.

«Für wen?», fragte Martin. «Für Sie, berühmt und reich zu werden?»

«Auch das», sagte Denkrad ungerührt. «Obwohl... reich möglicherweise. Berühmt wohl kaum.»

«Wieso?»

«Weil es niemand erfahren wird», antwortete Denkrad. «Jedenfalls vorerst nicht. Ich habe bisher noch nicht mit Ihnen darüber gesprochen, aber das ist etwas, worum ich Sie bitten muss: Dass unser kleines Geheimnis vorerst genau das bleibt. Sollte die Operation erfolgreich verlaufen, dann darf es niemand erfahren. Wenigstens erst einmal nicht.»

«Wieso?», fragte Martin misstrauisch.

«Wieso?» Denkrad lachte leise, aber ohne echten Humor. «Großer Gott, Martin, in welcher Welt leben Sie? Hören Sie keine Nachrichten? Die Zeiten, in denen ärztlicher Fortschritt honoriert wurde, sind schon lange vorbei. Es gibt Ethik-Kommissionen, religiöse Fanatiker, Meinungsmacher, neidische Kollegen, alternative Spinner... « Er schüttelte so heftig den Kopf, dass Martin es hören konnte. «Mittlerweile werden Sie doch schon schief angesehen, wenn Sie eine Spenderniere brauchen.»

«Das ist übertrieben.»

«Stimmt», sagte Denkrad. «Aber nicht annähernd so sehr, wie Sie

vielleicht glauben. Wissen Sie, dass es Leute gibt, die allen Ernstes versuchen, die gentechnische Herstellung von Insulin zu verbieten? Sie müssen in der Öffentlichkeit nur das Wort *Gentechnik* fallenlassen, und schon denken die Leute an mutierte Killertomaten mit Zähnen und Antennen auf dem Kopf. Das ist nicht lustig, glauben Sie mir.»

«Sie meinen tatsächlich, es gibt Menschen, die nicht bereit sind, jeden Preis für den Fortschritt zu zahlen?», fragte Martin.

Denkrad ignorierte den beißenden Spott in seiner Stimme ebenso beharrlich, wie er es immer getan hatte. «Wir wären schon vor zehn Jahren so weit gewesen, Teile des menschlichen Gehirnes zu transplantieren», sagte er. «Wahrscheinlich sogar das ganze Gehirn. Wir wagen es nur nicht, weil man uns dafür auf den Scheiterhaufen schicken würde. Und die Leute, die die Fackeln dranhaltend, sind dieselben, die am lautesten Schreien, wenn Sie selbst eine neue Niere brauchen, oder ein Herz.»

«Und warum erzählen Sie mir das alles?», fragte Martin. «Sie kennen doch meine Antwort.»

«Weil ich Sie bitten möchte, über unser Vorhaben zu schweigen», sagte Denkrad. «Erzählen Sie ruhig, dass ich Ihnen helfen kann, aber nicht wie.»

«Erzählen? Wem?»

Denkrad stand auf. «Draußen ist Besuch für Sie», sagte er.

«Ich habe niemanden eingeladen», antwortete Martin. «Und ich will auch niemanden sehen. Verstehen Sie?»

«Wir sind uns also einig.» Denkrad schob den Stuhl zur Seite und ging ungerührt in Richtung Tür. «Bitte verraten Sie nichts. Wenigstens jetzt noch nicht.»

«Ich sagte, ich will niemanden sehen, verdammt noch mal!», protestierte Martin. Er schrie fast. «Sind Sie schwerhörig? Ich will niemanden sehen!»

«Ich könnte jetzt sagen, das tust du doch sowieso nicht. Aber ich bin nicht sicher, ob dein Sinn für Humor noch immer derselbe ist wie früher.»

Das war nicht Denkrads Stimme. Der Optimismus darin war nur eine dünne Kruste, unter der die nackte Panik brodelte; eine Angst, die den Raum füllte wie ein Geruch.

«Andrea?»

Martin setzte sich auf und versuchte verzweifelt, in den treibenden grauen Schatten vor sich denjenigen auszumachen, der mit ihm gesprochen hatte. Natürlich war es Andrea. Er erkannte ihre Stimme, ob sie nun vor Angst zitterte oder nicht, den Klang ihrer Schritte. Gerade bei Denkrad hatte er es nur behauptet, um ihn zu ärgern, aber nun war es die Wahrheit: Er erkannte tatsächlich ihren *Geruch*.

«Wie kommst du hierher?», fragte er. Sie kam mit langsamen, zögernden Schritten näher; zögernd auf eine ganz bestimmte Art: Die Art eines Menschen, der *Angst* hatte.

«Professor Denkrad hat mich angerufen», sagte sie.

Martin schnaubte. Warum hatte er eigentlich gefragt? Denkrad würde vor nichts zurückschrecken, um sein Ziel zu erreichen.

«Prima», sagte er. «Dann kannst du auch gleich wieder gehen. Ich will niemanden ... sehen.»

Er konnte spüren, wie sehr sie seine Worte verletzten, und genau das

war seine Absicht gewesen. Er wollte nicht mit ihr reden. Er wollte nicht, dass sie da war. Es hatte ihn so unendlich viel Überwindung und Kraft gekostet, ihr das Gehen einmal zu ermöglichen, und er wusste nicht, ob er es noch einmal schaffen würde.

Nein, falsch. Er *wusste*, dass er es nicht noch einmal schaffen würde.

«Verschwinde», sagte er grob.

Statt dessen kam sie näher. Ihr Kleid raschelte auf ein ganz bestimmte Art, die ihm einen eisigen Schauer über den Rücken jagte. Obwohl er schon lange nicht mehr in der Lage war, Farben zu unterscheiden, wusste er, dass es das rote Samtkleid war, dass er ihm im vergangenen Jahr geschenkt hatte. Wenige Wochen, bevor sie sich trennten.

Sie sagte nichts, sondern setzte sich auf den gleichen Stuhl, auf dem Denkrad gerade gesessen hatte, und er konnte spüren, dass sie ihn anstarrte. Er roch ihr Parfum, nur ein Hauch, der sich mit ihrem eigenen Körpergeruch zu jenem Duft verband, der ihn fast um den Verstand brachte.

«Bitte... geh», sagte er mühsam.

Statt aufzustehen, antwortete sie leise: «Ich weiß, dass du das nicht meinst.»

Martin ballte hilflos die Fäuste; allerdings unter der Bettdecke, damit sie es nicht sah. Er hatte verloren. Vor einem Jahr, bei dem großen Streit, den er wegen einer Nichtigkeit provoziert hatte, hatte er noch die Stärke besessen, ihr etwas vorzuspielen, was nicht da war, aber die Krankheit hatte nicht nur seine körperliche Kraft aufgezehrt. Er sagte nichts.

«Ich habe lange mit deinem Arzt gesprochen», sagte Andrea nach einer geraumen Weile. «Und auch mit anderen. Ich... weiß jetzt, warum du dich damals von mir getrennt hast.»

«So?», fragte Martin unfreundlich. Er drehte den Kopf, um (wie er wenigstens hoffte) an ihr vorbei zu starren.

«Du wolltest es mir leichter machen», sagte Andrea. «Du wolltest, dass *ich* dich verlasse. Damit es leichter für mich ist. Du wolltest, dass ich im Zorn gehe, damit ich dir nicht nachtrauere.»

«Blödsinn», sagte Martin.

«Warum?», fragte Andrea leise. «Du wolltest ganz allein sterben, nicht wahr? Dich wie ein verletztes Tier in deine Höhle zurückziehen und auf den Tod warten.»

«Unsinn», sagte Martin noch einmal. «Und selbst wenn – das ist doch wohl meine Sache, oder?»

«Nein, ist es nicht», antwortete Andrea, nun in hartem, herausforderndem Ton. «Hast du schon vergessen, was wir beide vor zehn Jahren geschworen haben? In guten wie in schlechten Zeiten.»

«Du hast ja keine Ahnung, wovon du redest», sagte Martin. «Was stellst du dir vor? Dass ich den Anstand habe, nach zwei Wochen im Krankenbett abzutreten? Du hast mit Denkrad gesprochen, oder? Es wird Jahre dauern. Ich werde jahrelang dahinsiechen. Es wird nicht so bleiben wie jetzt. In ein paar Monaten bin ich völlig blind. Ein paar Monate später bin ich vielleicht gelähmt. In zwei Jahren bin ich ein blinder, verbitterter alter Mann, der sich vollscheisst und den du füttern musst wie ein Baby, und du wirst mich dafür hassen.»

«Nein, das werde ich nicht.»

«Du wirst es», beharrte Martin. «Und ich werde mich selbst hassen,

weil ich dir das antue. Und wahrscheinlich werde ich dich hassen, weil du mich gezwungen hast, dich in diese Situation zu bringen. Das will ich nicht. Geh. Lass mich allein.»

«Du versuchst es schon wieder», sagte Andrea ruhig. Er hatte das Gefühl, dass sie lächelte. «Du bist geschickt. Es ist dir einmal gelungen, aber... die Dinge haben sich geändert.» Sie beugte sich vor. «Versteh mich nicht falsch, Martin. Ich bitte dich nicht, bei dir bleiben zu dürfen. Ich *verlange* es. Du bist es mir schuldig.»

Er lachte hart. «Schuldig? Ich bin niemandem etwas schuldig.»

«Oh doch», beharrte Andrea. Ihre Stimme klang plötzlich hart, schneidend. Fordernd. «Du bist mir dasselbe schuldig wie ich dir. Wir haben immer gedacht, dass ich zuerst sterbe. Verdammt, als wir geheiratet haben, da hast du *gewusst*, dass ich bestenfalls noch sieben oder acht Jahre zu leben habe.»

«Dein Herz, ich weiß.» Martin bemühte sich, seine Stimme höhnisch klingen zu lassen, aber es blieb bei dem Versuch. «Pech für dich, dass die Medizin Fortschritte macht, wie? Soll ich dich jetzt bedauern? Weil du noch lebst?»

Sein Hohn prallte von ihr ab wie von einer Wand. «Ich verlange dasselbe von dir, was du von mir verlangt hättest», sagte sie. «Dass du kämpfst. Dass du am Leben bleibst. Und dass du mir die Chance gibst, bei dir zu bleiben, wenn es nicht klappt.»

«Wer sagt dir denn, dass ich es getan hätte?», fragte er böse. «Vielleicht hätte ich dich ja verlassen. Wer will schon eine kranke Frau.»

«Jetzt bist du es, der Unsinn redet», sagte Andrea. Sie stand auf. «Professor Denkrad hat mir gesagt, dass du eine gute Chance hast, die Operation zu überstehen. Deutlich mehr als fünfzig Prozent. Ich bitte dich nicht. Ich verlange von dir, dass du sie ergreifst. Das bist du unschuldig.»

«Ich bin dir gar nichts – », begann Martin. Er stockte. «Uns?»

Statt zu antworten, drehte sich Andrea herum und ging zur Tür. Sie verließ den Raum, ab nur, um schon nach wenigen Sekunden zurückzukommen. Ihre Schritte klangen anders. Da war plötzlich ein neuer, ganz sachter, aber spürbarer Geruch. Und dann *hörte* er.

«Aber... aber das kann doch nicht...»

«Er heißt Martin», sagte Andrea. Sie trat an sein Bett, zögerte einen Moment und drückte ihm dann behutsam ein weiches, warmes, *lebendes* Bündel in die Arme. Nachdem sie sich davon überzeugt hatte, dass er es sicher hielt, trat sie zurück und fuhr leise fort: «Wie du.»

Martin war vollkommen schockiert. Das Kind in seinen Armen bewegte sich unruhig und gab seltsame, meckernde Töne von sich; fremd, aber nicht unangenehm.

«Aber wie... ich meine, wieso...»

«Er ist sieben Monate alt», sagte Andrea. «Genaugenommen ist er es übermorgen.»

«Wie... wie kann das sein?», stammelte Martin.

«Soll ich dich an den technischen Ablauf erinnern?», fragte Andrea.

«Also, fangen wir mit den Bienchen und Blumen an – »

«Wieso hast du es mir nicht gesagt?», unterbrach sie Martin. Das Kind in seinem Arm verstummte für einen Moment, vielleicht erschrocken über seinen plötzlichen, harschen Ton, und begann dann leise zu

weinen.

«Weil du verdammter Dummkopf ziemlich erfolgreich warst», antwortete Andrea. «Du wolltest, dass ich dich hasse. Und für eine Weile ist dir das sogar gelungen. Ich wollte nicht, dass du etwas von ihm weisst. Ich dachte, dass es so für mich leichter wäre. Aber das stimmt nicht. Er braucht dich, Martin. Ich brauche dich, aber vor allem er. Ich möchte nicht, dass dein Sohn ohne Vater aufwächst. Kein Kind hat das verdient.»

Martin schwieg. Er spürte, wie sich seine Augen mit brennender Hitze füllten, aber irgendwie gelang es ihm, die Tränen zurückzuhalten – obwohl er nicht einmal sagen konnte, warum. Er hatte jedes Recht der Welt, um seinen Sohn zu weinen.

«Ich... kann es nicht», sagte er. «Versteh doch, ich... ich würde ihn niemals sehen. Selbst wenn ich die OP überlebe, ich wäre blind. Nur eine Last für euch. Ihr würdet mich hassen. *Er* würde mich hassen. Er...»

Er sprach nicht weiter. Und wenn es doch gut ging? Er dachte an eine kleine Katze, die sich vor seinen Augen mit solcher Verzweiflung gegen ihre Fesseln gewehrt hatte, dass sie sich selbst die Knochen brach, und deren Herz schließlich versagt hatte, weil sie irgend etwas unvorstellbar Grauenhaftes gesehen hatte. Aber er *war* keine Katze. Vielleicht war das Tier einfach nur verängstigt gewesen. Es hatte nicht gewusst, was mit ihm geschah, es hatte sich hilflos gefühlt, Schmerzen und Angst gehabt – alles Gefühle, die er zur Genüge kannte. Aber anders als das bedauernswerte Tier besaß *er* einen Verstand, den er zu seiner Verteidigung einsetzen konnte. Vielleicht hatte Denkrad ja Recht. Vielleicht war es ein Fehler gewesen, der ihn nicht betraf, den er nicht fürchten musste.

Und er *hatte* eine Chance, sein Kind aufwachsen zu sehen; wortwörtlich. Auch wenn sie noch so gering war.

Er setzte sich behutsam auf, fuhr mit den Fingerspitzen über das Gesicht seines Kindes, das er noch nie zuvor gesehen hatte und vielleicht auch niemals sehen würde, und gab Andrea schließlich mit Gesten zu verstehen, dass sie es wieder zurücknehmen sollte. Seine Arme waren plötzlich so leer.

«Und?», fragte Andrea. In ihrer Stimme war ein Zittern, das nicht ganz verstand. Und ein Unterton von Endgültigkeit. «Ich... ich habe nicht viel Zeit.»

«Denkrad steht draußen und wartet auf eine Antwort», vermutete Martin.

Sie nickte. Erst nach einigen Sekunden antwortete sie laut: «Ja.»

«Dann geh hinaus und sag ihm, dass ich einverstanden bin.»

*

Er hatte keine Erinnerung an die Operation – natürlich nicht – aber auch nicht an die Zeit unmittelbar davor. Was ihn in die lange Zeit zwischen Schlaf und medikamentös herbeigeführter Bewusstlosigkeit begleitete, das war die Erinnerung an Andreas Stimme, das Gewicht des Kindes in seinen Armen und sein Geruch, und natürlich die Impressionen eines kalten, weiß verchromten Raumes, in dem eine winzige Katze sich zu

Tode schrie. Zwei oder dreimal erwachte er schweißgebadet und keuchend und mit hämmerndem Herzen und spürte, dass jemand an seinem Bett stand und sich um ihn kümmerte, und einmal erinnerte er sich an einen besonders grässlichen Alptraum, in dem sich das Kind in seinen Armen plötzlich in eine Katze verwandelt hatte, den Alptraum einer Cybertech-Katze, die sich in seinen Händen in ihre Bestandteile auflöste und ihn mit Blut und Eingeweiden und schleimverschmierten elektronischen Bauteilen besudelte. Die meiste Zeit aber schlief er tief und fast traumlos.

Und als er erwachte, konnte er immer noch nicht sehen.

Der graue Nebelplanet war der völligen Schwärze eines sternlosen Weltalls gewichen. Ein sanfter, aber permanenter Druck auf seine Augenpartie verriet ihm, dass er dort wohl einen Verband trug, und das allererste, was er bewusst tat, war in sich hineinzuzulauschen, ob er dort irgend etwas Fremdes, vielleicht Gefährliches spürte.

Das Gegenteil war der Fall.

Da *war* etwas, aber es war nichts Vorhandenes, sondern das genaue Gegenteil: Etwas war nicht mehr da. Etwas, von dem er erst jetzt, nachdem es verschwunden war, überhaupt begriff, dass er es jemals gespürt hatte. Nicht nur Denkrad, sondern alle Ärzte, mit denen er gesprochen hatte, hatten ihm versichert, dass das Gehirn völlig schmerzunempfindlich wäre, aber so ganz konnte das nicht stimmen. Er war nicht mehr da, aber mit einem Mal begriff Martin, dass er den Krebs die ganze Zeit bei seinem Fressen und Wühlen gespürt hatte.

«Hören Sie auf, Dornröschen zu spielen», sagte eine Stimme irgendwo links neben ich. «Ich weiß, dass Sie wach sind, Martin. Meine Apparate verraten es mir.»

«Denkrad?»

«Doktor Denkrad», sagte Denkrad belustigt. «So viel Zeit muss sein.»

«Was.... « Martin versuchte sich aufzusetzen, führte die Bewegung aber nicht zu Ende. Ein dumpfer Schmerz tobte in seinem Kopf, aber er war völlig anders als alles, was er bisher gespürt hatte. Falls es so etwas gab, war es ein *guter* Schmerz. Heilender Schmerz, mit dem sich die Wunde in seinem Schädel meldete.

«Ist alles gut gegangen?»

«So weit ich das bis jetzt beurteilen kann, ja», antwortete Denkrad. Seine Stimme klang äußerst zufrieden, dachte Martin. Was bei Denkrad gleichbedeutend mit *Selbstzufrieden* war. Und Denkrad wäre natürlich nicht Denkrad gewesen, hätte er sich verkniffen, hinzuzufügen: «Ganz sicher kann ich natürlich erst sein, nachdem ich Ihnen eine Maus gezeigt habe.»

Martin setzte sich nun doch auf. Das Ergebnis war ein noch heftigeres Pochen in seine Hinterkopf und ein schmerzhafter Stich in seinem rechten Handdrücke, in dem eine Kanüle steckte.

«Wie lange – «

«Immer der Reihe nach», unterbrach ihn Denkrad. Martin hörte, wie er sich bewegte. Etwas klirrte. «Um mit den Fragen anzufangen, die Ihnen am meisten auf der Seele brennen dürften: Es hat alles hervorragend funktioniert. Wir konnten den Krebs hundertprozentig entfernen. Ganz sicher können wir natürlich erst nach ein paar Monaten sein, wenn wir ein paar Nachuntersuchungen gemacht haben, aber es sieht sehr gut aus. Ich würde sagen, was den Krebs angeht, haben wir gewonnen.»

«Und...» Sein Herz schlug etwas schneller. «Meine Augen.»
Denkrad lachte. «Ich habe schon eine Schwester geschickt, um eine Maus zu holen.»

«Finden Sie das komisch?»

«Nein», antwortete Denkrad. Martin konnte ihn regelrecht grinsen hören. «Also gut. So weit ich es bis jetzt sagen kann, ist alles hervorragend verheilt. Die Transplantation hat ohne Probleme geklappt, und Ihr Körper scheint das fremde Gewebe akzeptiert zu haben.»

«Und wieso kann ich dann nichts sehen?»

«Nun, zum Beispiel, weil Sie einen Verband über den Augen tragen», antwortete Denkrad spöttisch.

«Und *warum* habe ich einen Verband über den Augen?» *Verdammt, musst er diesem Kerl denn jedes Wort aus der Nase ziehen?!*

«Es gab ein paar Komplikationen», sagte Denkrad. «Keine Sorge – nichts, womit wir nicht fertig geworden wären, wie Sie gleich im wahrsten Sinne des Wortes sehen werden.»

«Was für Komplikationen?», fragte Martin beunruhigt.

«Ihre Augen», erwiderte Denkrad. «Sowohl Ihr rechter Sehnerv als auch das rechte Auge waren bereits von Metastasen befallen. Wir haben die Augen und die Sehnerven mit transplantiert. Es war eine ziemlich komplizierte OP, aber wir haben es geschafft. Mein Team und ich sind richtig ein bisschen stolz auf uns. Deshalb die Verbände. Aber alles ist gut verheilt, keine Angst.»

«Verheilt?» Martin legte den Kopf auf die Seite – sehr vorsichtig, um dem hämmernden Schmerz nicht noch mehr Munition zu liefern. «Wie lange war ich denn...?»

«Zwei Wochen», antwortete Denkrad in fast fröhlichem Ton.

«Zwei Wochen?», ächzte Martin. Warum eigentlich? Er hatte gespürt, dass viel Zeit vergangen sein musste.

«Zwei Wochen», bestätigte Denkrad. «Ich hielt es für besser. Wir hätten Sie eher wach werden lassen können, aber ich wollte Ihnen unnötige Schmerzen ersparen. Und mir selbst einen nörgelnden Patienten, der die Zeit nicht abwarten kann, bis die Verbände herunterkommen.»

«Den haben Sie jetzt», sagte Martin. «Nehmen Sie sich eine Schere.»

«Nichts da», antwortete Denkrad. «Einen solchen Moment müssen wir doch gebührend begehen. Was ist das erste, was Sie sehen möchten, wenn die Verbände herunter kommen? Mein hässliches Gesicht, oder das Ihres Sohnes?»

«Er ist hier?»

«Hier in der Klinik, ja», bestätigte Denkrad. «Ich habe ihn kommen lassen. Ich dachte mir, dass Sie ihn gerne sehen würden.»

Martin konnte hören, wie er ein paar Schritte ging und dann die Tasten eines Telefones betätigte. Sein Gehör war noch so scharf wie eh und je. Er fragte sich, ob ihm dieses verbesserte Hörvermögen erhalten bleiben würde, dachte aber nicht weiter darüber nach. Als ob es eine Rolle spielte!

«Schwester Monika? Sie können ihn jetzt hereinbringen.»

Es verging noch eine geraume Weile – vermutlich nur wenige Minuten, die Martin aber wie Stunden um Stunden vorkamen – in der sich der Raum mit Bewegung und Geräuschen füllte, die ihn einfach nur verwirrten. Menschen kamen und gingen, etwas Schweres, Großes wurde hereingerollt, und er hörte ein elektrisches Summen. Endlich bat

ihn Denkrad, sich aufzusetzen und still zu halten.

«Ich entferne jetzt die Verbände», sagte er. «Erschrecken Sie nicht, wenn Sie trotzdem im ersten Moment nichts sehen. Ihre Augen sind im Moment wahrscheinlich extrem lichtempfindlich, und Sie wollen Sie sich doch nicht gleich verblitzen, oder?» Die Schere schnitt durch den Gazestoff vor seinen Augen, und der Druck wich. Denkrad ergriff seine Hand und drückte sie sacht gegen den Verband.

«Ich gehe jetzt hinaus und lösche das Licht», sagte er. «Nehmen Sie den Verband erst herunter, wenn Sie die Tür gehört haben. Rechts neben ihnen liegt eine Fernbedienung, mit der Sie das Licht hochdimmen können. Lassen Sie sich so viel Zeit, wie Sie wollen. Und seien Sie sehr vorsichtig. Sie haben noch mindestens vierzig Jahre vor sich, in denen sie sehen können. Verderben Sie sie sich nicht, weil Sie wenige Minuten nicht abwarten können. Haben Sie das verstanden?»

«Ja», antwortete Martin.

«Gut.» Denkrad stand auf. «Der Wagen mit Ihrem Sohn steht einen halben Meter vor Ihnen. Und wie gesagt – lassen Sie sich Zeit. Ich warte draußen.»

Er ging. Martin hörte ein Klicken, dann das Geräusch, mit dem die schwere Tür geschlossen wurde. Er ließ die Hand sinken. Der Verband löste sich von seiner Haut – es war nicht ganz schmerzlos, aber es war der süßeste Schmerz, den er jemals gespürt hatte – und Martin öffnete unendlich behutsam die Augen.

Dunkelheit umgab ihn. Vollkommene Schwärze, so undurchdringlich wie ein Kohleflöz tausend Meter unter der Erde. Mit zitternden Fingern tastete er nach dem Schalter, von dem Denkrad gesprochen hatte, und fand eine kleine, glatte Fernbedienung mit nur einem einzigen Schalter. Als er ihn drückte, glomm unter der Decke ein dunkelgelbes Licht auf.

Gelb.

Es war das erste Mal seit zwei Jahren, dass er wieder Farben sah.

Martin saß länger als fünf Minuten da, starrte dieses gelbe Licht an, folgte fassungslos dem Gefühl in sich, das dieser banale Anblick auslöste. Es war so... unbeschreiblich. So unbeschreiblich *schön*. Er konnte wieder sehen. Etwas so Einfaches wie eine Farbe hatte seine Bedeutung zurückgewonnen, und plötzlich wurde ihm klar, dass er niemals zuvor im Leben ein unvorstellbares, leuchtendes *Gelb* gesehen hatte, wie kostbar Farben waren. *Dinge*.

Unendlich behutsam drehte er die Lampe weiter hoch, bis sie eine Intensität erreicht hatte, die vermutlich der einer Fünf-Watt-Birne gleichkam, in seinen empfindlichen Augen aber bereits schmerzte. Das Gelb hatte sich abermals verändert. Es war unglaublich, aber er schien in den wenigen Monaten tatsächlich vergessen zu haben, welche Farben es gab. Vielleicht war es aber auch eine Spezialbirne, die Denkrad eigens für Momente wie diese hatte installieren lassen.

So schwach das Licht war, reichte es doch aus, ihn zumindest Umrisse und Konturen erkennen zu lassen. Er befand sich nicht in seinem Zimmer, sondern in etwas wie einem zu klein geratenen Operationssaal; wahrscheinlich einem Zimmer auf der Intensivstation. Es gab ein Fenster, hinter dem Nacht herrschte – natürlich hatte Denkrad ihn nach Sonnenuntergang wecken lassen. Das seltsam falschfarbene Licht brach sich auf Metall und Glas und gab den Dingen einen surrealistischen Anstrich, den er interessant fand, aber auch

irgendwie beunruhigend. Direkt vor ihm befand sich ein fahrbares Bettchen mit einem transparenten Kunststoffaufbau; eine Konstruktion, die ihn im allerersten Moment erschreckte, weil sie ihn an den Brutkasten mit der Katze erinnerte. Aber es war natürlich nur das Bett, in dem sein Sohn lag.

Martins allererster Impuls war selbstverständlich, aufzustehen und sich darüber zu beugen, aber er widerstand ihm. Er wollte sein Kind sehen, mehr als irgend etwas anderes auf der Welt, aber nicht sofort. Nicht so. Er wollte ihn *wirklich* sehen, vielleicht in einigen Minuten, wenn sich seine Augen (*seine Augen?*) weit genug an die Helligkeit gewöhnt hatten, dass er wirklich Licht einschalten konnte. Denkrad hatte Recht. Dieser Augenblick – ein Wort, dessen wahre Bedeutung ihm vielleicht noch nie so klar gewesen war wie jetzt – war zu kostbar, um ihn zu verschwenden. Er würde niemals wiederkommen.

Er drehte das Licht noch etwas weiter auf. Es tat nicht mehr weh in seinen Augen, aber die Farbe blieb so falsch, wie sie gewesen war. Unwillig stand er auf, machte einen Schritt in Richtung Tür, um zum Lichtschalter zu gelangen, überlegte es sich dann anders und ging zum Fenster. Mit zitternden Händen schob er die Papierjalousetten zur Seite und sah hinaus.

Er hatte nicht nur vergessen, wie Farben aussahen.

Er hatte *alles* vergessen.

Das Fenster führte auf den kleinen Park hinaus, der sich hinter der Privatklinik erstreckte. Die Nacht war sehr dunkel – am Himmel stand nur eine schmale Mondsichel, die kaum Licht spendete – aber zwischen den sorgsam beschnittenen Bäumen waren kleine Laternen angebracht, die den Park unaufdringlich, aber auch gründlich genug ausleuchteten, um keine Verstecke in den Schatten zuzulassen. Er konnte alles sehen.

Und alles war anders.

Es war ihm unmöglich, den Unterschied in Worte zu fassen. Bäume waren Bäume, aber auch etwas... *anderes*. Gras war Gras, aber zugleich auch nicht, die Blumen hatten Farben, die zwar von der Nacht gedämpft, trotzdem aber vollkommen *fremd* waren, und selbst die Umrisse der kleinen Bänke, auf denen die Patienten und das Krankenhauspersonal tagsüber manchmal saßen, waren.... *falsch*.

Erfüllt von einer Beunruhigung, die an Panik grenzte (und der Erinnerung an eine kleine Katze, die in Todesangst kreischte), drehte sich Martin herum.

Fast hätte er aufgeschrien.

Was für den Park galt, galt für das Zimmer hundertfach.

Nichts war wirklich *anders*, aber nichts war so, wie es sein sollte.

Martin starrte das unglaubliche Bild endlose Sekunden lang fassungslos an, dann ging er mit schnellen Schritten zur Tür, fand den Lichtschalter und drückte ihn.

Eine weißblodernde Flut aus Helligkeit brach über ihn zusammen und brannte sich wie Säure in seine Augen.

Er keuchte vor Schmerz, schlug beide Hände vor die Augen und taumelte, als hätte man ihn geschlagen. Tränen liefen über seine Wangen, und als er die Hände langsam herunternahm und die Lider hob, war es im ersten Moment so schlimm, dass er vor Schmerzen wimmerte. Trotzdem zwang er sich, die Augen weiter geöffnet zu

halten. Es tat entsetzlich weh, aber das spielte keine Rolle. Alles was zählte war das, was er *sah*.

Alles war falsch.

Er lebte seit zwei Jahren in einer Welt, die nur aus grauem Nebel und Erinnerungen bestand, so dass er sich selbst einräumte, das eine oder andere nicht mehr wirklich richtig zu rekapitulieren, aber so falsch konnten seine Erinnerungen nicht sein.

Alle Farben, die er gekannt hatte, waren verschwunden. Es gab noch eine Erinnerung an etwas, das vielleicht einmal Rot gewesen war, Gelb, das kein Gelb war, Blau und Grün, die sich vergeblich bemühten, zu dem zu werden, was sie sein sollten, aber dafür eine Unzahl anderer Töne und Schattierungen, für die er nicht einmal eine Bezeichnung wusste. Vollkommen neue, *fremde* und zum größten Teil beunruhigende Farben, wie er sie niemals zuvor im Leben gesehen hatte.

Und was für die Farben galt, galt auch für die Dinge.

Er erkannte alles wieder. Es war nicht so, dass sie anders aussahen, ihre Form oder Größe geändert hatten – nur sahen sie auch nicht mehr so aus, wie sie sollte. Sein Bett war ein Bett, aber zugleich ein monströses, hässliches *Ding*, das ihm fast absurd vorkam, die zahlreichen technischen Gerätschaften, die den Raum beherrschten, wirkten wie kauernde, feindselige Ungeheuer, sterile mechanische Dinge, von denen trotzdem etwas Bedrohliches ausging, die Formen wirkten kantig, aggressiv – es tat beinahe weh, sie anzusehen. Das Kinderbett hatte sich in einen Folterkäfig verwandelt, dessen bloßer Anblick Unbehagen verursachte.

Martin machte einen Schritt darauf zu und blieb wieder stehen. Sein Herz hämmerte. Er hatte Angst, in dieses entsetzliche Ding hineinzusehen. Er hatte sich eine kleine Katze verwandelt, die beim Anblick einer Maus vor Schrecken starb.

Statt weiter zu gehen, drehte er sich nach links. An der Wand direkt neben der Tür war ein Waschbecken aus Metall angebracht, und direkt darüber ein kleiner Spiegel. Sein Herz hämmerte, als wollte es aus seiner Brust springen, als er hineinsah.

Er wusste selbst nicht, was er erwartet hatte. Was ihm entgegensah, das war eindeutig er selbst – zwei Jahre älter als das letzte Mal, dass er sich gesehen hatte, aber er selbst – aber er hatte sich noch nie so gesehen.

Es dauerte eine Weile, bis er so weit war, es zuzugeben, aber es war so: Er war *schön*. Nichts an seinen Zügen hatte sich wirklich verändert, aber er wirkte attraktiv, männlich, und unglaublich stark. Aus seinen Zügen sprachen eine Güte und Wärme, von der er selbst am besten wusste, dass sie nicht da waren, und jede Spur von Schwäche oder Hartherzigkeit – von denen er sich selbst eine Menge zubilligte – waren verschwunden. Hätte er das Idealbild eines Mannes entwerfen sollen, es hätte ungefähr so ausgesehen wie das, was ihm nun aus dem Spiegel entgegenblickte. Aber warum? Er war niemals ein Narziß gewesen. Im Gegenteil. Er verachtete Männer, die sich selbst für tolle Kerle hielten. Und seine eigene Meinung von sich selbst war niemals sehr hoch gewesen. Wieso also sah er sich plötzlich *so*?

Vielleicht, weil er alles anders sah.

Weil alles anders *war*.

Da war ein Gedanke in seinem Kopf, etwas, dem er nicht – noch nicht – gestattete, Gestalt anzunehmen, aber er war da, und er begann zu bohren, so boshaft und unaufhaltsam wie der Krebs, den sie besiegt hatten, und womöglich gefährlicher. Vielleicht nur, um ihm zu entgehen, fuhr er mit einem Ruck herum und trat an das Kinderbett. Sein Herz schlug so hart, dass es *weh* tat, als er hineinsah.

Und das Kind war...

Die Tür wurde geöffnet, und eine wohlbekannte Stimme sagte: «Das war ziemlich leichtsinnig von Ihnen. Aber um ehrlich zu sein, habe ich nichts anderes erwartet.»

Martin hörte nicht hin. Er starrte das Kind an.

«Es ist ein nettes Kind, nicht wahr?», fragte Denkrad, während sich seine Schritte allmählich näherten. «Ich meine: Ich bin ehrlich. Ich habe es nicht so mit Kindern. Aber Ihr Sohn ist ein hübscher Bursche.»

Nett?, dachte Martin. *Hübsch?*

Er hätte Denkrad für diese Worte töten können.

Das Kind war nicht *hübsch*.

Das Kind war ein Gott.

Es war wunderschön. Es gab keine Worte, um es zu beschreiben. Es war alles, was zählte. Der Sinn des Lebens. Der Grund, aus dem das Universum erschaffen worden war. Das Wichtigste überhaupt. Es gab nur dieses Kind. Nichts anderes zählte, weder das Leben, noch die Zukunft oder die Vergangenheit, kein Warum und Wieso. Dieses Kind war der Grund, aus dem Gott das Universum erschaffen hatte, nein, der *Grund, aus dem Gott erschaffen worden war*. Wenn er jemals die Bedeutung des Wortes *Liebe* begriffen hatte, dann jetzt, als er das Kind ansah.

Er streckte die Hände aus, wollte es berühren, aber er wagte es nicht. Statt dessen richtete er sich wieder auf und drehte sich zu Denkrad herum.

Auch der Arzt hatte sich verändert. Er war immer noch er selbst – wenigstens vermutete Martin das, denn eigentlich hatte er ihn noch nie wirklich gesehen – aber er wirkte sehr viel attraktiver, als er angenommen hatte. Immer noch ein harter Mann, vielleicht nicht einmal wirklich sympathisch – aber er hatte etwas. Hätte Martin etwas für Männer übrig gehabt, Denkrad hätte durchaus eine gewisse Wirkung auf ihn erzielt.

Er machte einen Schritt zur Seite, setzte zu einer Antwort an, sah die Krankenschwester, die hinter Denkrad hereingekommen war – und sog erschrocken die Luft ein. Sie sah nicht unbedingt aus wie ein Monster, aber sehr viel trennte sie nicht davon. Ihr Gesicht war kantig und hatte einen böartigen Zug, und in den tief liegenden Augen lauerte eine Gier, die ihn schaudern ließ. Ihre Haut hatte eine fast abstoßende Farbe, und ihre Bewegungen wirkten auf eine aggressiv–obszöne Art lasziv. Jeder Millimeter an ihr strahlte das Wort *Feind* aus.

«Was haben Sie?», fragte Denkrad. «Stimmt etwas nicht? Haben Sie Schmerzen?»

Martin antwortete nicht. Er starrte die Schwester an. Das Problem war nicht ihr Aussehen. Das Problem war, dass er die junge Frau *kannte*. Er hatte sie schon gekannt, als er noch sehen konnte, und er *wusste* einfach, dass sie nicht so aussah, wie sie aussah.

«Was ist los?», fragte Denkrad noch einmal. Er klang alarmiert, bis an

die Grenze zur Panik. «Reden Sie!»

Martin sah wieder ihn an, dann die Krankenschwester, dann wieder ihn. Die junge Schwester erwiderte seinen Blickt irritiert, wirkte aber zugleich irgendwie... sprungbereit, ein Raubtier, das auf Beute aus war. Und Denkrad... zum ersten Mal, seit er ihn kannte, hegte er zwar immer noch keine freundschaftlichen Gefühle für ihn, aber was er sah... Er konnte sich nicht dagegen wehren. Er war attraktiv. Etwas an Denkrad sprach ihn an, auf eine Art, die er voller Panik von sich wies, die aber trotzdem da war.

«Was ist los, verdammt noch mal!» Denkrad schrie jetzt wirklich. «Stimmt etwas nicht?»

«Ich... ich weiß nicht», stammelte Martin. Alles drehte sich. «Alles ist so... «

«So – ?»

«Ich... ich kann sehen.»

Denkrad riss die Augen auf, starrte ihn eine Sekunde lang an – und wirkte dann unglaublich erleichtert. «Ich wusste es», hauchte er. Er wirkte – vielleicht gerade *wegen* der Schwäche, die er in diesem Moment offenbarte – unglaublich *männlich*. Auf ein Art, die Martin noch niemals kennengelernt hatte. An diesem Gefühl war absolut nichts erotisches oder gar sexuelles. Er fand ihn einfach auf eine Art attraktiv, die er noch niemals zuvor bei einem Mann kennengelernt hatte.

Abgesehen vielleicht von seinem eigenen Spiegelbild gerade...

«Sie können sehen», murmelte Denkrad. «Es ist gelungen. Die Operation war erfolgreich.»

«Aber alles ist anders», flüsterte Martin.

«Natürlich ist alles anders», sagte Denkrad, noch immer im gleichen, unendlich erleichterten Tonfall. «Sie waren zwei Jahr lang fast blind. Was erwarten Sie?»

Denkrad verstand ihn nicht. Natürlich verstand er ihn nicht. Wie hätte er auch?

Und welche Rolle spielte es letztendlich? Er konnte sehen, das allein zählte. Spielte es eine Rolle, *was* er sah.

Oh ja, flüsterte eine Stimme, irgendwo, tief in seinem Inneren. *Weil du siehst, was du siehst.*

Er wusste es. Er gestattete seinem Bewusstsein nur noch nicht, diesem Wissen die Tür zu öffnen.

«Alles ist... so anders», sagte er noch einmal.

«Natürlich ist es das.» Denkrad lachte. «Wir werden noch tausend Dinge finden, über die wir uns gemeinsam den Kopf zerbrechen können, und vermutlich sogar vergebens. Wir stehen ganz am Anfang, Martin. Aber das zählt nicht. Alles was jetzt wichtig ist, ist *dass* Sie sehen können. Sie und ich, wir werden Geschichte schreiben, ist Ihnen das klar? Ich... ich bin so glücklich. Kann ich noch irgend etwas für Sie tun? Sagen Sie es, egal was!»

Martin drehte sich zu ihm herum, sah ihm in die Augen. Schöne, ungemain *männliche* Augen.

«Andrea», sagte er.

Das Lächeln in Denkrads Augen erlosch schlagartig, und ein schwer zu deutender, aber nicht angenehmer Ausdruck löschte das breite Grinsen auf seinen Zügen aus. «Andrea?»

«Meine Frau», sagte Martin. «Ist sie hier? Sie hat doch bestimmt das

Kind gebracht. Bitte holen Sie sie.»

«Ihre... Frau?» Eine neue, sehr tiefe Dunkelheit erschien in Denkrads Blick. «Aber... aber hat Sie es Ihnen...» Er schluckte. Man sah ihm an, wie schwer es ihm fiel, weiter zu sprechen. Panik flackerte in seinen Augen. «Sie wissen es nicht?»

«Was?»

«Aber... aber ich dachte, Sie... Sie hätte es Ihnen gesagt», stammelte Denkrad. «Sie war doch extra bei Ihnen, vor der Operation.»

«Gesagt? Was?!»

Denkrad schwieg. Er hatte plötzlich nicht mehr die Kraft, Martins Blick Stand zu halten. Fast eine Minute verging. Schließlich flüsterte er: «Großer Gott, sie... sie hat es Ihnen... Sie wissen nichts.»

«Was weiß ich nicht?» *Was wusste er nicht?!*

«Es tut mir so unendlich Leid», sagte Denkrad. «Bitte glauben Sie mir, dass ich es nicht wusste.» Er atmete hörbar ein, dann stieß er fast hervor: «Ihre Frau ist tot.»

Martin war nicht einmal erschrocken. Nicht wirklich. Er hatte es gewusst. Er hatte es gefühlt, und er konnte es noch fühlen. Er konnte sie fühlen, irgendwo, tief in sich.

«Ihr Herz», sagte er Denkrad leise. «Sie war... praktisch schon tot, als sie zu uns kam. Ich konnte nichts mehr für Sie tun – außer, Ihr noch einmal die Kraft zu geben, zu Ihnen zu gehen und mit Ihnen zu sprechen. Ich... ich dachte, Sie wollte Ihnen alles sagen. Das müssen Sie mir glauben. Ich dachte bis vor eine Minute, Sie wüssten es!»

Martin sagte nichts mehr. Er stellte auch keine Fragen mehr, sondern drehte sich herum und trat noch einmal an das Waschbecken neben der Tür, um einen Blick in den Spiegel darüber zu werfen. Diesmal sah er nicht sein Gesicht, sondern die Augen, die ihm daraus entgegenblickten, und er verstand nicht mehr, wieso er es nicht sofort gesehen hatte.

«Der Spender?», fragte er.

Denkrad nickte nur. Er hatte wohl nicht mehr die Kraft, zu antworten. Es war auch nicht nötig.

Vielleicht hatte er diese Augen nicht erkannt, weil sie ihm einfach zu vertraut waren. Er hatte so oft in sie hineingesehen, viel, viel, *viel* öfter als in seine eigenen. Dunkelgrüne, grundlose Augen, die seinen Blick voller unendlicher Liebe erwiderten.

Er lauschte in sich hinein, und sie war da.

Sie würde immer da sein, so lange er sie mit ihren Augen ansah.

ENDE

Copyright 2000 by Wolfgang Hohlbein